



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gräntz, Fritz: Fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen . 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

diese Baustoffe wirklich auch nur wie Atome verwandt hat, die heute in der Träne eines Menschen, morgen im Meere und übermorgen im Dufte der Rose ihr ewiges Leben weiterleben. So verschieden wie diese sind auch die Erzeugnisse eines dichterischen Geistes von denen eines andern, dem er Gedanken, Worte, Stoffe entlehnt. Wie anders, wie viel tiefer und problematischer schauen uns die Situationen aus den tiefen Denkeraugen Hebbels an, als wenn sie von der Laute des schwäbischen Sängers einschmeichelnd in unser Ohr dringen! Uhland ist immer der reine, mit sich und der Welt in Einklang stehende, friedenvolle Geist, wo Hebbel stolz auf sein herbes Leid und seine qualvolle Gedankenarbeit den Gegensatz hervorkehrt und uns nur durch feindliche Strebungen und dramatische Konflikte zur Versöhnung gelangen läßt. Nur wenige seiner Gedichte haben so reine, milde Klänge wie bei Uhland jedes einzelne. Dafür fehlt diesem die geistige Größe des nordischen Dichters. Merkwürdig wird es immer bleiben, daß zwei von Hebbels schönsten und bekanntesten Gedichten, die noch dazu durch die melodramatische Bearbeitung Robert Schumanns Gegenstand der großen Vortragskunst geworden sind: „Schön Hedwig“ und „Der Heideknabe“ in halbvergeßnen Klängen der reichen Uhlandschen Lieberharfe ihren Ursprung haben.



fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen

Von Fritz Gränk

2



Morgen erreiche ich Dombühl. Es ist ein heiterer Tag. Das Dörflein könnte nicht stolzer und anmutiger heißen. Inmitten seiner Häuschenschar steht der „Dom“, die kleine Kirche, auf einem Bühl. Morgenfriedlich hebt sich das Bild vom niedern, waldigen Zug der Frankenhöhe ab. Ein Schnellzug, von Stuttgart nach Nürnberg unterwegs, raffelt vorüber. Sein rasches Entfliehn bewirkt, daß ich die Ruhe des Landschaftsbildes noch tiefer empfinde als vorher. Dem ansteigenden Walde der Höhe entgegenwandernd, denke ich daran, in welchem verschwiegnem Winkel Süddeutschlands, in welchem Ländchen der Mitte ich bin. Hier scheidet sich das Wasser zwischen Donau und Main. Hier fließen, unfern meinem Wege, Wörnitz und Altmühl als junge Bäche. Drüben in jenem Walde ist die Quelle der Tauber.

Die Waldstraße führt mich bald nach Schillingsfürst hinauf, das auf einer Art Sattel der schmalen Frankenhöhe liegt und mit den vielen Fensteraugen seines turmlosen, stattlichen Schloßgebäudes weit nach der andern Seite in das offene obere Tauberland blickt. Das Schloß schaut mir, sich immer stattlicher

reckend, lange nach, indes ich auf rasch sich senkendem Wege in die mit allen Sommerfarben geschmückte Wiesen- und Felderweite herabsteige. Der jugendliche Fluß hat sich behaglich schlendernd nach links und rechts, kaum merklich in seinen Boden vertieft. Es ist eine jener obern Talsandschaften, wie sie in deutschen Hügelgebieten nicht selten sind. Es ist heiß und einsam, vollkommen einsam. Die goldnen Dinkelähren, die roten und blauen Blumen in den Haferfeldern stehen regungslos. Die kleinen Dörfer, durch die ich komme, scheinen ohne Leben zu sein. Aber in der kühlen Wirtstube sitzen die Bauern und die Landbriefträger, die sich den Schweiß von der Stirn wischen bei Bier oder Wein, sprechen von den „Praktischen“ und den „Papiernen“ und zerzausen gerade ein armes „Bauführerle“, das noch ein „grünes Fuchsele“ sei und seine Sache nicht verstünde. Ihre Gesichter aber sind gutmütig und freundlich, ihre Gestalten von prächtigem Wuchs. Die schattenlose Straße wird heißer, die Landschaft wandelt sich allmählich in eine breite und seichte Talfurche. Während ich zwischen Diebach und Bockenfeld dahinschreite, in jener Halbbetäubung, die dem sommertäglichen langen Marsche auf sonniger Landstraße so leicht anhaftet, taucht am nördlichen Horizont eine feine Zackenlinie auf, die sich bald als Silhouette einer auf einer Hochfläche gelegnen Stadt erweist. Es ist Rothenburg ob der Tauber.

Rothenburg ob der Tauber! Ich weiß nicht, wann mich als Knaben zum erstenmal der volle Klang dieses Namens erreichte. Ich weiß nur, daß mich schon in frühen Jünglingstagen die Vorstellung einer heimlichen Schönheit, die in einer mir weit entrückten Geborgenheit wandellos von Urväterzeiten an blüht, und die romantische Sehnsucht, sie vor Augen zu haben, gleicherweise überkamen, sobald ich den Namen hörte oder las. Es war eine Sehnsucht, wie ich sie noch früher schon nach seltenen Pflanzenwesen empfand, an denen der karglichere Heimathboden ebenso arm war wie an künstlerischen Formen der Vergangenheit, etwa nach dem Frauenschuh, von dem ich mir gern erzählen ließ, daß er drüben auf den thüringischen Kalkhöhen im Frühlingslaubwald noch immer seine großen phantastischen Blumen treibe. Heute, da sich mir ein Jugendwunsch erfüllt, hat mein Verlangen nicht mehr die Färbung von ehemals. Seit Jahren mit den Eindrücken einer reichen und ehrwürdigen Kultur beschenkt, die mich umschließt, ob ich weile oder wandre, suche ich nicht mehr das lockende Neue und Fremdartige. In den Gestaltenreichtum eines mir schon vertrauten Wesens versuche ich einzudringen. Meine Augen haben auch längst gelernt, die Schönheit in jedem Bilde zu sehen, das der Mensch nicht gefälscht hat. Und doch birgt mir der Klang des Namens noch Reiz genug.

In die feine Horizontlinie, die eben noch wie ein flüchtig mit spitzem Griffel hingekritzelter Strich das dunklere Gelände gegen die Himmelsbläue und das weiße Sommergewölk abgrenzte, ist Leben gekommen. Aus den Zacken und Spizen wurden Türme und Giebel und Mauern, mit Licht und

Schatten und abgetönten Farben, ein Bild des Trozes und des Selbstbewußtseins, ein mittelalterliches Reichsstadtbild, das mich Spätgeborenen doch mehr wie ein anheimelndes Idyll berührt, das alles Düstere verloren hat. Ich sehe, wie sich unmittelbar am Rande der getürmten und gegiebelten Stadt die Hochfläche steil gegen das Tal senkt, während sie sich nach Osten hin unter bläulichen Wäldern verbirgt. Einen Augenblick denke ich an Wimpfen am Berg, weit drüben über dem Neckar. Dann erinnere ich mich, irgendwo gelesen zu haben, Rothenburgs Lage sei der Jerusalem's ähnlich. Frühere Jahrhunderte, denen die Geographie noch Kuriositätenkunde war, liebten solche Vergleiche. Heute noch lebt diese Vorliebe in manchen Schichten des Volkes und spielt nicht nur in die praktische Reiseromantik der Handwerksburschen und fahrenden Leute herein.

Ich male mir aus, mit welchen Gefühlen ein nach Jahren heimkehrender Rothenburger dieses schöne, lebensvolle Herauswachsen des Stadtgemäuers begrüßen mag, hinter dem er vielleicht schon den heimatlichen Giebel erkennt. Dann vergleiche ich damit die Wandergefühle des Fremdlings, die in der Nähe des Zieles fragender und erwartender werden. Unbewußt oder doch nur wenig bewußt, beginnt sich angesichts des geschlossenen Wirklichkeitsbildes jenes ungewisse, leicht verschwimmende Traumbild umzugestalten, ja in vielen Teilen zu verblaffen und auszulöschen, das unsre Seele sich immer von Stätten zeichnet, die ihr durch Bild und Wort angenähert wurden, zumal wenn sich Wunsch und Sehnsucht an ihre Namen banden. Hier ist die Quelle mancher Enttäuschungen. Aber für den, der zu sehen weiß, ist die Wirklichkeit immer schöner und reicher als der Traum.

Schön ist es freilich auch, sich von der Wirklichkeit ganz überraschen zu lassen, sich kenntnislos den Dingen hinzugeben, sie zu genießen, als seien sie eben erst zum Genuße geschaffen worden, sie einzusaugen in die Seele, ohne ihnen ein verschwommenes Erwartungsbild entgegenzutragen. Es gibt noch genug Winkel in deutschen Landen, wo solche Entdeckungsfahrten auf eigne Faust köstlichen Gewinn bringen. Der Taubervinkel gehört nicht mehr dazu. Ich muß an Ludwig Richter denken, der einer heimlichern Zeit angehörte. In seinen Lebenserinnerungen erzählt er davon, wie er 1825 auf der Heimkehr von Italien die ummauerte Stadt entdeckt, wie er nach ihrem Namen gefragt habe, und wie es ihm dann eingefallen sei, den Namen schon einmal in Musäus' Volksmärchenbuch, in der Schatzgräbergeschichte, gelesen zu haben. Damals war Rothenburg noch unberühmt. Es ist aber ein wahres Glück, daß auch ich heute, wie Ludwig Richter einst, zu Fuß das stille Tal durchziehe. Einwandern muß man in diese Stadt, nicht einfahren, es sei denn mit der Postkutsche. Wer sich vom Dampfwagen an den Rücken der Stadt herantragen läßt, der begibt sich, wenn es erlaubt ist, kleines mit großem zu vergleichen, eines ähnlichen Genußes wie der deutsche Italiensfahrer, der Rom vom Bahnhofsgebäude betritt, statt, wie seine Vorfahren, von Norden her

über das Gebirge zu steigen, einen ersten Blick auf die in der Ferne sich aufwölbende Peterskuppel zu tun und Ponte molle, „die treffliche Bruck“, zu überschreiten.

Ich stehe am Spitaltor. Das mächtige Rund einer Bastion ist dem Torturm vorgelagert. In den quadratischen Loken unter dem roten Basisdach sind die Schlünde alter Geschütze sichtbar. Sie schauen nach allen Seiten wie die Augen einer Meute von Wachtunden. Aber sie sind ungefährlich. Unter einer Linde sitzen alte Leute auf einer großen Bank, pfeifenrauchend, plaudernd, schweigend. Sie sitzen in der Schattenkühle vor den Toren und blicken in das heiße Sommerland hinein. Aus dem Spitzbogen, zwischen den derben Buckelquadern, kommen bäuerliche Kindergeschirre, die gemächliche Heimfahrt antretend.

Ich schreite durchs Tor. Mich empfängt die Heiterkeit eines alten, aber ungealterten, weitergründenden Lebens. Die Heiterkeit des bejahrten Lindenbaums vor dem Tore wohnt auch in den saubern Giebeln und Gassen, in den engen Läden und Werkstätten der Handwerker und Krämer, in den blankgeputzten Wirtshauszeichen, die quer in die Straßen springen, in den Fenstergärtchen und Essegeländern, in den grauen Brunnen und dem glänzenden Moosgrün ihrer Säulchen, im Plätschern ihres frischen Wassers und des Magdgeschwäzes über den sich füllenden Eimern, in den Bogen und Türmen der Tore, in den Hausprüchlein zwischen den aufgefärbten Fachwerkfarben, in den altväterischen Namen der Menschen und Gassen. Paradeisgäßlein, Pfäffleins- und Lammwirtsgäßchen, die Namen duften wie Lavendel und Rosmarin. Volkslieder klingen an, wenn man sie liest. Volkslieder klingen hier an allen Ecken und Enden an. Was mich umfängt, ist nicht nur das Malerische. Das Malerische ist nur der eine Ausdruck eines innerlichen Wesens, freilich ein Ausdruck, der hier durch die gedrängte Fülle und Gruppierung der Formen voller geworden oder geblieben ist als in andern Städten und Städtchen.

Der erste Eindruck steigert sich in den des künstlerischen Adels, indem ich den Mittelpunkt der Reichsstadt, ihren Markt, betrete. Das berühmte Rathaus mit der Freitreppe, den Arkaden, dem schieffenstrigen Treppenturm, dem anmutigen Erker, der reich und doch prunklos gegliederten Giebelseite, dem vom Treppenturm lustig durchbrochenen Dach, ist ein wundervolles Werk der reifen Renaissance. Leichtigkeit und Schwere sind hier gepaart, Bürgerstolz und Bürgerfreude. Und wie brüderlich steht der Giebel neben dem ernstern, strengern aus gotischer Bauzeit, dem der schlanke Turm entwächst! Ihm gegenüber, im Eisenhut, am Anfang der breiten Lindenbestanden, ehemals zur Burg führenden Herrenstraße, wo die fränkischen Adligen Sitz und Wohnung hatten, schlage ich mein Quartier auf.

Ein wohliges Gefühl, nach erster Masterquidung in noch ungekannte oder doch geahnte Schönheiten einzutauchen, ziellos und planlos auf neue Ein-

drücke auszugehn, ein Gefühl, worin ein feines Entdeckerglück mit der Ruhe des Freien und doch schon der Scholle und dem Gemäuer wohnlich Verbundnen insgeheim verschmilzt. Ich durchstreife Rothenburgs Plätze und Gassen kreuz und quer, wie es der Zufall will, mir bei jedem Schritt einen neuen Augenschmaus bereitend, bald zierliche Einzelheiten, bald geschlossene Bilder und Bildchen genießend. Ich kann sie im Worte nicht festhalten alle, die Brunnenwinkel und Erker, Sandsteinportale und bunten Türme, Kirchengiebel und gestaffelten Giebel, die festen und die gebrechlichen Mauern und verschwiegenen Höfe. Wozu sind denn auch die Maler und Malerinnen da, die hier wie in Dinkelsbühl überall herumsitzen? Genug, es sind Stunden der Bereicherung. Hier sind Nürnberger Anklänge, dort schwäbische. Hier schlängelt sich ein ehrwürdiges Gäßlein mit fast nur gotischen Formen. Dort quellen die lebendigen Steingestalten südlichen Ursprungs aus dem Ernste der deutschen Mauern. Kein junges, seelenloses Machwerk stört.

Man nennt Rothenburg gern ein Renaissancestädtchen. Das Rathhaus, die Brunnen und eine stattliche Zahl von Bürgerhäusern berechtigen dazu. Ich habe kaum an einem andern Orte, Nürnberg ausgenommen, eine so starke Empfindung dafür gehabt, was deutsche Renaissance bedeutet, diese heimatliche Umwandlung des fremdartig Italienischen, diese unbewußt, wie alle Kunst, von der Seele des Künstlers geübte Anpassung getrennter Wesen, die um so besser gelang, je tiefer die Künstlerseele im eignen Volkstum wurzelte. Als schönster der bürgerlichen Bauten erscheint mir das Baumeisterhaus, ein schlichter, aber edler Verwandter des üppigern Nürnberger Pellerhauses. Nach den stattlichen, kunstvoll durchgebildeten Fachwerkhäusern, von denen ich in Dinkelsbühl ein Prachtgewächs sah, suche ich hier vergeblich.

Am Klingentor steige ich zum Wehrgang der hohen Stadtmauer auf und wandle langsam unter niederm Schutzbach entlang, auf der türmereichen Umfriedung. Sie ist hier nach der offenen Landseite hin besonders stark und durch Bastionen bewehrt. Durch schmale Schießscharten blicke ich auf die Neubauten der letzten Jahrzehnte. Sie liegen zum Glück draußen. Silbendes Feld, auf dem die Nachmittagsglut brennt, blüht Augenblicke lang durch die Scharten in meinen Schatten. Der Holzboden, auf dem ich gehe, ist holprig, ausgetreten, verwittert. Ich muß auf die viereckigen Bodenöffnungen achten, wo die schrägen Stiegen von unten einmünden. Steinmauer und Satteldach geben den Schritten etwas hallendes. Seltsam beschleicht mich ein Gefühl von Einsamkeit und verlornen Zeittiefe. Unter gemauerten Steinbogen der Innenseite sehe ich unter mir Berge von Scheitholz aufgeschichtet. Das Geräusch des Holzhackens klingt herauf, dann Hahnenschrei aus winzig grünen Gärtlein mit Malvenbeeten, die im Gefühl der Sicherheit noch Raum finden, sich in den Mauerchutz hinzulegen, und doch ihr Teil Sonne dabei erhaschen. Rote Dächer ducken sich mir zur Seite. Dachdeckergesellen rufen Gruß Gott! herüber. Ich klettere an Seilergewinden vorbei wie in Nördlingen. Schwalben

fliegen auf. Enge Winkel und Höfchen in der Tiefe hängen voll Wäsche. Keinem andern Mauerwandler begegne ich. Und mit jeder Krümmung des ungewohnten Weges wandelt sich der sonderbar schöne Blick ins Stadttinnere, über die roten Dächer und Türmchen hinweg, um dann wieder auf den Rathausgiebeln und in den durchbrochenen Turmhelmen der Jakobskirche zu rasten oder in der Bläue des Himmels, die alles mit gelassener, heiterer Ruhe überspannt. Von einigen Stellen erblicke ich drinnen in der Stadt Reste des ältern, engern Mauerrings mit kunstlosern, aber kaum weniger malerischen Türmen und Torbogen.

Ich stehe am Eingang zur kleinen Mesnerwohnung und warte auf den Kirchner. Fliederbüsche und Rosengesträuch neigen sich über die Stufen. Der Kirchner kommt mit einem vorzeitlichen, mächtigen Schlüsselreifen, ein alter Mann, weißhaarig, mit hochgewölbter, schöner Stirn. Ich liebe die gewölbten Greisenstirnen. Hinter ihnen wohnt Weltweite und Milde und Freudigkeit. Das Tor der protestantischen, gotischen Jakobskirche öffnet sich knarrend. Der Eindruck des Innern ist ganz schlicht, aber edel. Erquicklich ist es zu erleben, mit welcher stolzen Freude, die gar nichts vom Schablonenführer an sich hat, der alte Mann seine Schätze zeigt, mit bedachter Steigerung: eine naive Darstellung der Trinität aus dem dreizehnten Jahrhundert, die Chorstühle der ehemaligen Deutschordensherren, die bunten Glasfenster, den Hochaltar Herlins. Dann kommen die Glanzstücke: der Marienaltar und der Heiligblutaltar Tilman Riemenschneiders, des fränkischen Meisters, mit der ausdrucksvollen Darstellung des Abendmahls. Indem er von Rothenburgs einst viel besuchter Reliquie, dem Blutstropfen Christi, spricht, kann sich mein Führer doch nicht einer spöttelnden Seitenbemerkung über katholischen Kultus enthalten, und seine Augen blicken offen und fast lustig dabei. In diesem Augenblick verkörpert sich mir in ihm das protestantische Wesen der Stadt, abgeklärt und gemildert seit den Tagen der Bilderstürmer.

Durchs Kobolzheimer Tor gehe ich auf rasch absteigendem Wege ins Tal. Ich komme am Kobolzheimer Kirchlein vorüber. Ich schreite über die uralte, mächtige Doppelbrücke, die Fließchen und Talgrund mit aufeinandergesetzten Bogenmassen überspannt. Sie bringt einen kraftvollen Zug in das enge Talbild. Ich gehe am linken Tauberufer abwärts, neben mir singendes Wasser und wipfelbeschattete alte Mühlen, zur Rechten steil auf dem Höhenrand das langgezogene, bunte, formenreiche Bild der Reichsstadt, über steilen Weinäckern, Obstgärten und Feldern. Die Enge und grüne Verborgenheit des Tales, die Steile der Uferwand, die Höhe und doch Nähe der Gemäuer, die klare Buntheit des Einzelnen, die hundertfältig verschiedene Gestalt des Gewesenen verleihen dem Eindruck ein ganz Ungewohntes, Sagenhaftes. Er ist zugleich ernster, gebieterischer geworden. Klängen mir oben Volkslied und Sdhyll, Landsknechtslied und Meisterfang an, so denke ich hier an Epos und Romanze. Ich verstehe besser als vorher den alten Vergleich der Lage mit

Jerusalem. Ich setze mich in einen stillen Wirtsgarten, die Stadt immer vor Augen. Der Wirt bringt Chroniken und Beschreibungen mit verblichnen Bildern herbei. Wissen und Nichtwissen haben hier ein gleiches Recht auf Genuß. Und wer braucht hier Chroniken, um zu wissen? Ich mag geschichtsfremden Sinnes nur mit den Augen schauen, es dauert nicht lange, so fangen die Türme und Mauern zu reden an, und ich kann ihrer Sprache nicht Schweigen gebieten. Und während sie reden, lebe ich Vergangnes durch, Vergangnes aus vielen Jahrhunderten. Sie reden von blutigen Fehden zwischen Reichsstädtern und Adligen, von erstarkendem Bürgertum, von Handel und Reichtum, vom Einzug des Kaisers und von prächtigen Festen, von Blutgerichten auf dem Markte, von Mönchstum und Pilgerwesen und Ratsintrigen, sie reden von Pest und Bauernkrieg, von Bildersturm und Reformation, von Belagerung und Verteidigung, von Einnahme und Kontribution, von Ohnmacht und Spießbürgertum, von Schlummer und Erwachen.

Menschen und Menschengeschlechter ohne Zahl zogen wie Ströme durch diese Bauten aus Stein und Holz, bildend oder umgestaltend, niederreißend oder erhaltend und erneuernd. Unberühmt oder doch rasch vergessen, verschwanden sie nach kurzem Verweilen im Dunkel, namenlos. Nur ein starrer Ausdruck ihres Wesens blieb. Wenige, die Bedeutendsten, hinterließen den Nachfahren und Fremden noch mehr: den Namen und die Ahnung ihrer Persönlichkeit. Man braucht erst wenige Stunden Rothenburgs Gast zu sein, und es klingt einem, wenn man aufzumerken weiß, von verschiedenen Stellen ein Name entgegen, den man vielleicht bisher noch nie gehört hat, aus stattlichen Bürgerhäusern, aus der Dämmerstille des Kirchenschiffs, aus dem Mühlental, aus den Büchern alter und neuer Zeit, in denen man blättert. Das ist der Name Heinrich Topplers, des Bürgermeisters. Unweit von meinem Gartensitz entfernt, steht sein weißes Schloßchen, das Topplerschloßchen, im abenddunkeln Bindengrün. Ein wunderlicher Bau des vierzehnten Jahrhunderts, halb Burg, halb spitzgieblihes Bürgerhaus mit Zugbrücke und Graben. Auf würfelförmigem, steinernem Unterbau ruhen die Geschosse, nach allen vier Seiten überstehend, mit wenigen großen und kleinen, unregelmäßig verteilten Fenstern. Ich höre es auch den Kaiserstuhl nennen. Ein Kaiser ist hier einst des Bürgermeisters Gast gewesen. Ich schlage nun doch die Bücher auf. Ein dämonischer, gewalttätiger, listiger Mann tritt mir entgegen, dessen Geist doch alle überragte. Ein Meister der Stadt, der sie mit Fortriß zur Macht, und der doch an seinem Wesen zugrunde ging. Ich lese, wie er von den Ratsmitgliedern wegen Verrats gefangen gesetzt wurde, wie über sein gewaltames Verschwinden Sagen entstanden, die noch heute umgehen. Einen Renaissancemenschen nennt ihn das eine Buch und vergleicht ihn den Mediceern. Das andre beschwört den tragischen Schatten Marino Falieris, des venezianischen Dogen. Weite Gedankengänge spinnen sich an solche Vergleiche an, Gedanken über den Parallelismus bürgerlicher Entwicklungen, über Schuld und Drama der Größe.

Abendliche Schatten sind unterdessen, fast unvermerkt, aus dem Tal zur Stadt hinaufgestiegen. Die bunte Lebhaftigkeit beginnt zu erblaffen. Nur die Zickzacklinie des Umrisses wird unruhiger und phantastischer und springt scharf aus dem lichtern Himmel. Auf steilen Wegen klettere ich wieder zur Stadt. Irgendein Tor läßt mich hinein.

Der Abend gehört den Schenken. Am Kapellenplatz finde ich ein schmuckes Weinstübchen. Wandbilder halten die Tat des Bürgermeisters Ruch, des Meistertrinkers, fest, dessen gewaltiger Trunk die Stadt vor Tillys Zorn gerettet haben soll. Aus diesem Trunk zieht Rothenburg noch heute Nutzen. Ihn feiert das alljährliche Pfingstfestspiel, das die meisten Besucher herbeilockt. Während ich meinen Schoppen Tauberwein, guten Weikersheimer Roten, trinke, höre ich am Nachbartische Studentengespräche. Angehende Juristen, nord- und süddeutsche, unterhalten sich über die letzten Berliner und Münchner Skandalprozesse. Ich suche die Schankstube einer Brauerei auf. Da sitzen schon mehr Einheimische mit Fremden vermischt. Sie sind ihrem Tauberwein nicht alle treu geblieben, die Rothenburger. Das altbayrische Bräuwesen hat sich längst schon auch die fränkischen Gaue erobert. Auch sei der Weinbau der Stadt selbst nur noch gering, belehrt mich ein Tischgenosse, aus vielen Rebäckern seien Kleefelder geworden. Ein anderer, ein freundlicher, einfacher Mann, mit dem ich ins Plaudern komme, macht mich auf mancherlei aufmerksam, was ich übersehen oder noch nicht beobachtet habe. Auch in der Geschichte seiner Heimat weiß er trefflich Bescheid. Mit klugen und schlichten Worten erzählt er, mit welch andern Augen er jetzt seine Vaterstadt sehe, seit er sich als Fremdenführer des Hirschenwirts in diese Dinge vertieft habe, und wie er jetzt stolzer und glücklicher sei als früher. Dann springt er, meine eignen Beobachtungen ergänzend, auf andre fränkische Städtchen über und schildert ihre Eigenart. So weiß er die Eichstätt im Altmühltal wenig zu rühmen, sie seien gar stolz und abweisend gegen die Fremden. Es ist reizvoll, in einem Gebiet, das man leicht wie einen Sammelbegriff erfaßt zu haben glaubt, dem Gegensatz der Orte und ihrer Menschen nachzugehen. Es liegt ein Reiz darin, wie ihn der Botaniker kennt, wenn er etwa in einer Bergmatte steht. Es sind alles Alpenpflanzen ringsum, aber wie verschieden nach Gattung und Art! Mein wackerer Bekannter verabschiedet sich mit Gruß und Handschlag. Er müsse eben, am Spätabend, noch ein Automobil von Marienbad empfangen. Ein Automobil von Marienbad! Gute alte Zeit, was würdest du für Augen machen!

Der Abend führt mich noch mit einigen andern Einheimischen zusammen, mitteilbaren Handwerksmeistern. Ich glaube in ihnen eine gewisse Verwandtschaft mit ihren Behausungen wahrzunehmen, einen mit den Zuständen zufriednen Sinn, der sich mit einer starken Neigung zu rückschauender Betrachtung verbindet. Sie erinnern mich an das schlichte Berslein, das ich heute nachmittag am Hause irgendeines Schusters fand: Im Hause meiner Väter klopf ich all-

hier das Leder und mache meinen Reim dazu und sorge nicht, wer's nach mir tu. Bei den alteingewohnten Familien mag hier wie überall ein gutes Teil geistiger Erbschaft vorhanden sein. Aber übt nicht das Altertümliche selbst auch immer wieder eine rückwirkende Kraft auf seine Bewohner aus, erhält Jahrhunderte hindurch Generationen einander ähnlich und gleicht Eingewanderte den Eingewohnten an? Die Beeinflussung der Menschenseele durch die Natur- und Kulturumgebung gehört gewiß zu den tiefsten psychologischen und anthropogeographischen Problemen. Das Element des Seelischen, das Urelement, tritt immer von neuem zu den mechanischen und geistigen Faktoren des Boden- und Kultureinflusses hinzu.



Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel. Wolken am Himmel



raußen auf Deichhof gingen Inger und Signe und hingen im Garten vor dem Hause Wäsche auf. Es war strahlendes Sommerwetter. Frau Hilmer saß auf einer Bank in der Laube und ruhte sich aus. Sie war eine Frau, die gut zufassen konnte, aber in den letzten Jahren war sie ein wenig müde geworden. Der Brand hatte sie stark mitgenommen, und Leute, die sie genau kannten, fanden, daß sie seitdem sozusagen ein wenig merkwürdig geworden war.

Inger war munter wie immer. Sie war mit Signe richtig gut Freund geworden. Sie sagten „du“ zueinander, und Frau Hilmer hatte nichts dagegen. Sie betrachtete das hübsche, junge Mädchen von Myggefjed mehr als eine Schülerin denn als ein Dienstmädchen, und die Leute von Myggefjed waren auf Deichhof immer gut angeschrieben gewesen.

Die war ein mechanisches Genie; er ging umher und gab sich mit allen möglichen Arbeiten ab, er konnte alles in Gang bringen und hatte außerordentlich geschickte Finger.

Mutter, sagte Inger, Signe sagt, daß Justesen und Seydewitz heute nachmittag hier herauskommen. Seydewitz ist seit dem Herbst nicht hier gewesen; was mag er nur wollen?

Ich weiß es nicht, sagte die Hausfrau ein wenig nervös und sah von dem Buche auf, worin sie gelesen hatte.

Jetzt ist doch hier kein Grund mehr zum Pfänden, sagte Inger, seit Vater an dem Brande soviel Geld verdient hat.

Das darfst du nicht sagen, Kind, rief Frau Hilmer und erhob sich nervös. Aber ist es denn nicht wahr? fragte Inger und ging zur Mutter in die Laube.

Sagt das dein Vater? Die Frau schüttelte ernsthaft den Kopf.

Nein, Vater, der möchte ja gern, daß die Leute glauben, der Brand hätte ihn ruiniert — aber nicht wahr, Mutter, so ist es ja doch nicht.